Jan Hajduk

Jan-Kochanowski-Universität, Kielce

DOI: 10.19195/0435-5865.142.14

Ubi tu, ibi ego. Zum sprachlich-kulturellen Bild von Eheleuten in Grabinschriften

Im Titel des Aufsatzes steht die lateinische Formel der Eheschließung – wo du bist, bin ich auch, heißt es auf Deutsch, was bedeutet, dass die Ehe eine Gemeinsamkeit in Raum und Zeit beinhaltet. In unserem Beitrag wollen wir die Darstellung der ehelichen Bande anhand der Grabinschriften präsentieren. Uns wird interessieren, mit welchen sprachlichen und nicht-sprachlichen Mitteln diese gezeigt werden. Zuerst werden die Wörterbuchexplikationen des Lexems *Ehe* zusammengestellt, um seine typischsten sprachlichen Merkmale zu identifizieren. Dann wird nach den sprachlich-kulturellen Bildern der Eheleute in den Grabinschriften gesucht. Zwecks unserer Untersuchung wurden auf den Friedhöfen des südlichen Teils des deutschsprachigen Raums Stichproben vorgenommen. Es handelte sich um etwa 70 Friedhöfe in Deutschland (Schwarzwald, Niederfranken), Österreich (Wien), der Schweiz (Region um Interlaken) und Liechtenstein.

Wörterbucheinträge ermöglichen die ganze Breite der Bedeutung des Begriffs *Ehe* zu präsentieren. Im Duden Herkunftswörterbuch kann man nachlesen, dass sich das Wort *Ehe* aus dem umfassenderen Komplex „Recht, Gesetz“ abgesondert hat und dass es sich auf eine wichtige gesellschaftliche Form bezieht. Ob dieses westgermanische Wort Gemeinsamkeiten mit dem althochdeutschen *ēwa* oder mit dem mittelhochdeutschen *ē[we]* und ihrer Bedeutung ‚Ewigkeit‘ in Verbindung steht (als ‚seit unbedenklichen Zeiten geltendes Recht‘) oder mit dem sogenannten ‚Gewohnheitsrecht‘, ist nicht einfach festzustellen. Im Althochdeutschen stand die Bezeichnung *ē[o]līh* für ‚gesetzmäßig‘, im Mittelhochdeutschen entwickelte sich aus ihr das Wort *ēlich* (‚ehelich‘), hinzu kamen *ehelichen* und *verehelichen* (‚heiraten‘), später *ehebrechen* (mhd. *ēbrechen*), dazu *Ehebrecher* (mhd. *ēbrechēre*) und *Ehebruch* (spätmhd. *ēbruch*).

Kluges Nachschlagewerk „Etymologisches Wörterbuch der Deutschen Sprache“ sieht die Herkunft des Begriffs ähnlich. Die heutige Bedeutung lässt sich auf

das Mittelhochdeutsche zurückführen, denn früher wurde es sowohl im Althochdeutschen als auch im Altenglischen mit der Bedeutung ‚Recht, Sitte‘ belegt. Es wird angenommen, dass die indogermanische Grundform **ajeu-*, die später im Lateinischen als *ius* bekannt war, solche Bedeutungen wie ‚lenken, verbinden‘ hatte und weitere Wörter wie *Folge*, *Dauer*, *Ewigkeit* zusammenbrachte.

„Etymologisches Wörterbuch“ von W. Pfeifer definiert *Ehe* als „gesetzliche Verbindung von Mann und Frau“.¹ Außer den Verweisen auf *Gesetz* und *Recht*, die auch in den oben dargestellten Erklärungen vorkommen, wurde zusätzlich auf das *göttliche Gebot* und den *Vertrag* hingewiesen. Auch dieses Wörterbuch lässt die Frage offen, ob die im westgermanischen Substantiv verbliebene Bedeutung ‚ewig‘ mit dem Wort *Ehe* übereinstimmt und ob daher ‚ein ewig geltendes Recht‘ zu finden wäre oder ‚Gewohnheitsrecht, Sitte‘ in Verbindung mit dem altindischen *évaḥ* (‚Gang, Weg‘) zu setzen wäre.

Im heutigen Gebrauch bedeutet *Ehe* „die Lebensgemeinschaft, in der sich ein Mann und eine Frau befinden, nachdem sie einander geheiratet haben“ (Langenscheidts Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache, S. 248); „urkundlich durch eine staatliche, kirchliche Institution geschlossene und urkundlich bestätigte Verbindung [...] zwischen Mann und Frau zu gemeinsamem Leben“ (Wörterbuch Deutsch als Fremdsprache, S. 249); „gesetzlich (und kirchlich) anerkannte Lebensgemeinschaft zweier nicht gleich geschlechtlicher Personen“ (Deutsches Wörterbuch, S. 277); „durch Sitte oder Gesetz anerkannte Geschlechts- und Lebensgemeinschaft zwischen Mann und Frau“ (Wahrig, S. 459). Auch im Duden Bedeutungswörterbuch ist die Rede von einer „gesetzlich [u. kirchlich] anerkannte[n] Lebensgemeinschaft von Mann u. Frau“. Das Duden Universalwörterbuch stellt allerdings neben der oben zitierten Definition eine erweiterte zur Verfügung: „gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaft, die sich an der Ehe orientiert“. Das Digitale Wörterbuch der Deutschen Sprache bringt auch eine „klassische“ Definition der Ehe: „für das Leben geschlossene, gesetzliche Verbindung eines Mannes und einer Frau zur Begründung einer Familie“.²

Diese ziemlich schnelle und einer Studie bedürftige Darstellung der Wörterbucheinträge bringt folgende Merkmale der Ehe zutage: eine öffentlich bestätigte (staatlich, kirchlich) unbefristete Gemeinschaft zwischen Mann und Frau. Der soziale Wandel zeigt sich im Duden Universalwörterbuch deutlich, denn unter dem Begriff *Ehe* wird auch eine „gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaft“ verstanden. Im Duden Synonymwörterbuch kann man noch weitere Bezeichnungen finden, die für den öffentlichen Diskurs vorgeschlagen werden: *Gleicheneye*, *Frauenehe*, *Männerehe*. Als Kommentar folgt der Satz: *Diese haben sich bisher aber nicht durchgesetzt*.

Dies bedeutet also, dass die Grundeigenschaft der Ehe ihr Bestehen aus Mann und Frau ist. Solche Formulierung kann man noch im „Deutschen Wörterbuch“

¹ <https://www.dwds.de/wb/Ehe#et-1> (Zugriff am 14.08.2016).

² <https://www.dwds.de/wb/Ehe#wb-1> (Zugriff am 14.08.2016).

von K.D. Bunting (1996: 277–278) finden, wo expressis verbis festgestellt wird: Die Ehe ist „eine Lebensgemeinschaft zweier nicht gleich geschlechtlicher Personen“. Das sieht man auch in zwei Sammelbezeichnungen und deren Definitionen: *Ehepaar* und *Eheleute*: „ein Mann und eine Frau, die miteinander verheiratet sind“ (Langenscheidt, S. 249); „Ehemann und Ehefrau“ (Wahrig, S. 460); „Ehemann und Ehefrau; Mann und Frau, die miteinander verheiratet sind“ (Deutsches Wörterbuch, S. 278); „beide Ehepartner“ (Wahrig, S. 460), die als „Partner, Mann und Frau in einer Ehe“ (Wahrig; Deutsches Wörterbuch) dargestellt werden.

Die Zugehörigkeit der Ehepartner lässt sich im Gebrauch von Possessivpronomina finden, wenn sie mithilfe von *mein*, *meine* (mein Mann, meine Frau) und anderen – je nach Sprecherperspektive – ihrerseits bezeichnet werden.

Symbolisch wird die Ehe durch den *Ehering* gekennzeichnet. Seit dem 10. Jahrhundert gilt der Ringwechsel als Zeichen für die Eheschließung. Diese Tradition reicht weit in die altrömische Zeit zurück, als der Mann der Braut einen Verlobungsring schenkte. Auf diese Weise wurde der Ring zum Symbol der Ehegemeinschaft (Kretschmer 2011: 344).

Grabinschriften gehören zu den „Aufschrift-Texten“, die vor allem durch ihre Kürze und Knappheit charakterisiert werden. Trzynadlowski (1977: 60–69) rechnet dieser Textsortengruppe selbständige Zitate, die man auf Medaillen, Ehrenurkunden oder Denkmälern anbringt, zu. Man kann auch eine weitere Gemeinsamkeit unter den Aufschrift-Texten feststellen: das Verhältnis zwischen dem Text und dem Objekt, das sich in einer gewissen Abhängigkeit des Textes vom Objekt gekennzeichnet, was sich im Falle der Grabinschrift auf die ganze Umgebung (die Grabgestaltung, andere Gräber) bezieht.

Die gemeinsam bestatteten Ehegatten werden am häufigsten durch ihren gemeinsamen Familiennamen gekennzeichnet (wobei zu betonen ist, dass die beiden Familiennamen – der des Mannes und der der Frau zur Wahl stehen), oft steht der Mädchenname der Frau, d.h. „Familien-, Haus-, Zuname, den eine Frau vor der Heirat getragen hat, oft Geburtsname“ (Deutsches Wörterbuch, S. 731) auf vielen Epitaphien³.

(1) Haas // Gisela // *23.8.1913 // †18.7.1991 // Peter // *7.10.1937 // †14.12.2009⁴

(2) Emmerich // Joseph // *13.2.1927 // †15.4.1997 // Irmgard geb. Kretz // *13.10.1927 // † 30.8.2008

Wie man leicht erkennen kann, ist der Mädchenname nicht obligatorisch, aber er tritt sehr oft auf. Der Mädchenname hat noch eine andere Funktion, was bei (2) deutlich wird – die Angaben der Ehegattin sind um den Mädchennamen länger.

³ Das Wort *Epitaph* wird synonymisch zu *Grabinschrift* gebraucht.

⁴ Die Erscheinung der Personalangaben der Bestatteten im Text wird damit begründet, dass sie sich durch ihr Auftauchen auf dem Grabstein und auf dem Friedhof im öffentlichen Raum befinden. Um die traditionelle einjährige Trauerzeit zu respektieren, werden keine Personalien von im letzten und vorletzten Jahr Verstorbenen zitiert.

Häufig erscheint der Geburtsname als eine Art Gleichgewicht, wenn die Angaben des Ehegatten um dessen Beruf oder soziale Funktion erweitert werden:

- (3) Friedrich // Danzeisen // Straßenwart // 1902 – 1986 // Hedwig // Danzeisen // geb. Strecker // 1901 – 1991
- (4) Gisela Schuhmacher // geb. Kuranski // 1922 – 1968 // Albert Friedrich // Schuhmacher // Schuhmachermeister // 1917 – 2003

Der Passant muss beim Vorübergehen sekundenschnell das narrative Potential der Grabinschriften erkennen und – wahrscheinlich – unbewusst gebrauchen, indem er zu den Epitaphen Mikrotex te, Mikrogeschichten entstehen lässt (mehr dazu: Hajduk 2013). Auf jeden Fall soll der gute Wille seitens des Friedhofsbesuchers⁵ betont werden, der am Grab vorbeigehend ein Schmunzeln, das herzliche, menschliche, freundliche Lächeln, hervorbringt. Das gemeinsame Grab bedeutet ein glückliches Ende der entwickelten Geschichten, ein Ende, weil die Eheleute es geschafft haben, ihr Leben gemeinsam zu verbringen und auch danach zusammenzubleiben – gleichsam ein Nachleben, das wie eine neuartige Märchen-Coda ausklingt: „... und wenn sie nicht gestorben wären, dann lebten sie noch“.

⁵ Jacek Kolbuszewski (1985: 63) betont, wenn er sich zwar zum stilistischen Wert der selbstgereimten Epitaphie ausspricht, dass man sie vor allem als Produkte guten Willens bezeichnen sollte, und nicht als Werke, die man nach bestimmten objektiven Kriterien bewerten sollte.

Die Erzählung vom menschlichen Leben, von der Liebe und dem Beisammensein wird häufig lyrisch beschrieben – dann überkreuzen sich die Lebensdaten von Anfang (Geburt) und Ende (Tod) mit dem Inhalt eines Gedichts. In Freiburg ist ein Gedicht von Martin Buber auf dem Grab vom Ehepaar Westpfahl zu finden. Schon in der ersten Zeile beschreibt der Autor einen Abend, an dem sich die Verstorbenen der Vergangenheit erinnern. Es bleibt unwichtig, wer fragt und wer zuhört, nach einer Antwort sucht, oder gar nicht suchen muss, denn es sind gemeinsame Erinnerungen der jungen Jahre und der zusammen verbrachten Vergangenheit. Am Ende (des Lebens) steht eigentlich nicht das Ende, sondern es beginnt die Ewigkeit, die sie ebenfalls vereint zubringen werden. Zu betonen wäre der Gebrauch der Konjunktion *und*, die vor jedem Vornamen auftaucht und die vereinigende Kraft der Liebe verstärkt.⁶

Weisst du es noch, wie wir in jungen Jahren mit // sammen sind auf diesem Meer gefahren?
 Gesichte // kamen, groß und wunderbarlich,
 wir schauten mit // einander, du und ich.
 Wie fügte sich im Herzen // Bild zu Bildern?
 Wie stieg ein gegenseitig reges // Schildern draus auf //
 und lebte // **Prof. Dr.** // zwischen
 // dir und // **Konradin Westpfahl** // mir Wir
 // waren do // *1926 1941† rt und
 // waren doch ganz
 // hier und // **Gabriele Westpfahl** // ganz bei
 // sammen // *1926 2009† streifend und // gegründet. So

⁶ Das Zitat unten enthält die Personalien der Verstorbenen, die hervorgehoben wurden, um ihre Position mitten im Gedicht und in der Grabinschrift deutlich zu zeigen.

// ward die Stimme wach, die seither kündet und alte // Herrlichkeit bezeugt als neu,
 sich selbst und dir und // dem Mitsammen treu.
 Nimm denn auch dieses // Zeugnis in die Hände,
 Es ist ein Ende und hat doch // kein Ende,
 denn Ewiges hört ihm und hört uns zu //
 Wie wir aus ihm ertönen, ich und du.

Wie man erkennen kann, spielt die Komposition des Textes eine wichtige Rolle. In den Grabinschriften ist sie umso wichtiger, als die Fläche für den Text begrenzt ist und sie auch von anderen Faktoren wie dem Material einerseits und lokalen Vorschriften der Friedhofssatzung andererseits abhängt. Durch eine entsprechende Gestaltung kann man die Verstorbenen so zeigen, dass sie gemeinsam betrachtet werden.

Dass in Doppelgräbern sehr oft Eheleute zur letzten Ruhe gebettet werden, ist offenbar einfach zu akzeptieren. Als häufigster Indikator dient dabei der gemeinsam getragene Familienname. Eine Gegenbewegung findet sich in der Annahme beider Familiennamen und dem Gebrauch eines Doppelnamens, der auch auf die Ehe verweist:

(5) Edi + Elisabeth // Schmied-Kammer // 1902–1996 // 1911–1997

Bei (5) wird die Gemeinsamkeit der beiden noch durch den Gebrauch des Zeichens „+“ bestätigt, das in der Mathematik beim Addieren benutzt wird. Außerdem steht hier der doppelte Nachname. Unten sieht der Viator die Lebensjahre der beiden, aber er muss selbst herausfinden, welche Angabe zu Edi und welche zu Elisabeth gehört. Es ist anzunehmen, dass Edi in den Jahren 1902 bis 1996 lebte, weil er als erster auf dem Epitaph erscheint. Aber das ist nicht immer so:

(6) 1924–1991 // Bertha + Albert // Thöni-Kaufmann // 1932–1999

Zuerst nimmt man das Geburts- und das Todesjahr wahr, dann die Vornamen, es folgt der doppelte Familienname und am Ende stehen wieder die Lebensjahre. Auch die Abfolge der Vornamen in den beiden letzten Grabinschriften ist unterschiedlich: Bei (5) steht der männliche Vorname an erster Stelle, in (6) der weibliche, was auch die Zuordnung der Lebensdaten bei (6) erschwert. Statistisch gesehen sind die Frauen jünger als die Männer, mit denen sie verheiratet waren. Es gibt natürlich auch Ausnahmen. Wie es sich im vorliegenden Beispiel verhält, lässt sich aus dem Epitaphentext nicht erschließen. Stattdessen erweitert sich für die Besucher die Möglichkeit für Spekulationen, indem sie die gelesenen Informationen den entsprechenden kulturellen Frames anpassen (hier der „Eheframe“ mit Mann und Frau ungleichen Alters, die ihr irdisches Leben und das Leben nach dem Tod gemeinsam verbringen) und anhand der wenigen Hinweise ihre Lebensgeschichte rekonstruieren.

In den Familiengrüften, in denen mehrere Personen bestattet liegen, ist es schwieriger, Eheleute als solche zu identifizieren. Die zuletzt zitierten Epitaphe beinhalten eine Möglichkeit, nämlich das Zeichen „+“, das oft gebraucht wird, wenn man auf frühere Generation verweisen will, wie es beispielsweise auf einem Grab-

mal auf dem Friedhof in Aschaffenburg-Leider angegeben wird. Auf dem Epitaph, auf dem acht Personen genannt werden, kann man in der letzten Zeile lesen:

(7) Jakob + Ida Bretzigheimer

Sie stehen da ohne weitere Angaben als Orientierungspunkte in der Vergangenheit der Familiengeschichte oder der Erzählungen an langen Winterabenden, wo man Familienfotoalben angesehen hat. Jakob und Ida sind wichtige Personen des Generationengedenkens, von dem Assmann (1999: 48–66) schreibt, dass es bis zu 100 Jahren zurückreicht und dass Menschen solange in Erinnerung bleiben, bis der Letzte stirbt, der noch in direktem Kontakt zu ihnen stand. Familiäre Gespräche und gemeinsam verbrachte Zeit gehören zu den Interaktions- und Kommunikationsmustern der Gesellschaft und dienen der Bildung und Stärkung der eigenen Identität. Das Auftauchen von Jakob und Ida auf dem Epitaph erlaubt es, die Gemeinschaft der Familie dadurch zu stärken, dass die beiden Personen schon etwas im Unsichtbaren stehen (wegen des Mangels an anderen Informationen – von Vor- und Nachnamen abgesehen). Sie verschwinden mit der Zeit, aber trotz alledem bauen die Hinterbliebenen darauf ihre eigene Familiengeschichte auf. Das Verschwinden im Dunkel der Vergangenheit wird auch durch den Gebrauch verkürzter Formen von Vornamen deutlich. Auf dem Arestrid-Fischbach-Friedhof in Augsburg begegnet der Passant der folgenden Grabinschrift:

(8) Arnold Maier // *30.3.1909 †22.9.1984 // Regina Maier // *16.3.1913 †15.8.2000 // Joh. u. Magd. Seitz

Nicht der Platzmangel, sondern gerade das Verschwinden in der Vergangenheit verursachten, dass die Vornamen von Johann (Johannes?) und Magdalene (Magdalena?) nur in Abkürzungen angegeben wurden. Man teilt nicht mehr mit, welche Form ihnen gegenüber benutzt wurde, welche sie besonders bevorzugten. Während im 7. Beispiel nur die Lebensdaten fehlten, sieht man hier (8), dass nicht einmal die vollständigen Namen vorhanden sind. Und noch mehr: In (7) liegen die verstorbenen Jakob und Ida unter acht anderen Personen in einer Familiengruft. Bei (8) handelt es sich um ein Doppelgrab und die Beziehung zwischen den toten Ehepaaren bleibt unklar.

„+“ sowie „und“ werden außerdem noch die der lateinischen Konjunktion „et“ nachempfundene Ligatur „&“ ergänzt, die auch als „kaufmännisches et“ bekannt ist und öfter bei Firmennamen vom Typ Johnson & Johnson, B&B (für „bed and breakfast“) auftritt, fand in den Epitaphen einen sicheren Platz:

(9) Xaver // & Olga // Kindle-Negele // 1905–1984 // 1906–1986

Auf die Ehepaare weist auch das Lexem *Eheleute* hin. Manchmal ist es nur das Zeichen einer früheren Generation, deren Vertreter auch in dem Grab bestattet wurden. Auf einem Grabstein (Friedhof Freiburg-Zähringen) tauchen verschiedene Formen der Kennzeichnung von Eheleuten in einem Epitaph auf: gemeinsamer Familienname, Lexem *Eheleute* und Trauringe:

- (10) Eheleute // Wagenmann // Friedrich †1963 // Maria †2002 // Sohn Hansjörg †1993 // Peter †2005

Die verbundenen Trauringe befinden sich am Fuße eines eingemeißelten Kreuzes, das aus ihnen hervorwächst. Das Interessante an dieser Grabinschrift sind die bloßen Angaben der Todesjahre und Vornamen der Toten. Wichtig ist also, wann die Begrabenen verstorben sind, wann die Hinterbliebenen sich von ihnen verabschieden mussten, allerdings nicht, wie lange sie mit ihren Angehörigen zusammen waren. Möglicherweise passierte das aus dem Grunde, weil die Mutter ihren Sohn hat begraben lassen müssen. Sie starb neun Jahre nach ihm und 39 Jahre nach ihrem Mann. Darüber, ob das entscheidend war, kann man nur spekulieren. Außerdem fand eine weitere Person – Peter – drei Jahre nach Maria auch unter diesem Stein seine letzte Ruhestätte. Wahrscheinlich war auch er ihr Sohn, aber die Grabinschrift gibt keine Auskunft darüber.

Der Friedhofsbesuch zeigt auch, wie die dort ruhenden Eheleute mit ihrer Großfamilie vereint sind. In Familiengrüften finden die Kinder und Enkel von Ehepaaren mit und ohne ihre Ehegatten ewige Ruhe. Die gegenseitigen Beziehungen werden zum einen am Gebrauch des Possessivpronomens *mein* und *unser* sichtbar.

- (11) Hier ruht in Gott // meine liebe Gattin, unsere gute Mutter // Klothilde Schwab // geb. Spiegelhalter // *3.6.1893 †13.10.1948 // unser lb. [lieber] Vater, Opa u[nd] Uropa // Wilhelm Schwab // *16.4.1892 †4.3.1979 // Zur Erinnerung an unseren // lieben Sohn u[nd] Bruder // Ernst Schwab // *22.2.1924 †15.4.1942 // in Russland // Unser lieber Sohn u[nd] Bruder // Franz Schwab // *13.6.1922 // vermisst in Russland Juni 1944 //

Nur zwei Personen wurden in diesem Grab beigesetzt – das Ehepaar Schwab. Klothilde war Wilhelms Frau und Mutter seiner Kinder, von denen zwei in dem Epitaph genannt werden. Sie starb im Alter von 56 Jahren kurz nach Kriegsende. Ihr Mann lebte länger – 87 Jahre – und wurde nicht nur Vater, sondern auch Großvater und Urgroßvater, was auch auf dem Grabstein vermerkt wurde. Der Gebrauch von Possessivartikeln ist ganz typisch – *mein* gebraucht nur Wilhelm, wenn er von seiner verstorbenen Frau redet, die Kinder verwenden *unser*, wenn sie ihre Mutter und ihren Vater meinen. In diesem Epitaph werden noch zwei weitere Personen genannt, die zwar dort nicht begraben wurden, aber derer im Familienkreis ebenfalls gedacht wurde: zwei Söhne von Klothilde und Wilhelm, die aus dem Krieg nicht zurückgekehrt waren. Die Reihenfolge der Angaben über die beiden richtet sich nach der Hoffnung. Der jüngere Sohn und Bruder (hier ist auch die Abfolge festgelegt: zuerst Sohn, dann Bruder) Ernst war am 15. April 1942 in Russland gefallen. Der zwei Jahre ältere Franz wird nur mit dem Geburtsdatum erwähnt und zwar in Form einer klagenden Anmerkung, denn die Präposition *an*, die sich mit *Zur Erinnerung* fest verbindet, den Akkusativ fordert und sich auf Ernst bezieht. Franz wird ausgeklammert und mit der einleitenden Phrase *Zur Erinnerung an* nicht verbunden, was die nächste Zeile erklärt, die die verbale Phrase *vermisst in Russland Juni 1944* bildet. Das Verb *vermissen* bedeutet „sich mit Bedauern bewusst sein, dass jemand, etwas nicht mehr in der Nähe ist, nicht mehr zur Verfügung steht und dies als persönlichen Mangel emp-

finden: seine Kinder, seine Frau sehr vermissen“ (Duden – Universalwörterbuch). Beim Verb *vermissen* ist der Gebrauch eines Akkusativs und eines Nominativs obligatorisch: Jemand (Nom) vermisst jemanden (Akk). Darum signalisiert die letzte Zeile der Grabinschrift einen Funken Hoffnung: Franz Schwab [wird] vermisst, weit weg von Zuhause (als Sohn und Bruder), in der schwierigen Zeit des Sommers 1944. Mit diesen Gedanken kamen die Eltern Klothilde und Wilhelm, ihre lebenden Kinder und später auch ihre Enkel an das Grab, was seinen Ausdruck in der Grabinschrift für Wilhelm findet: *Vater, Opa, Uropa*. Jede Person in der Grabinschrift wird mit dem Adjektiv *lieb* dargestellt, weil gerade die Liebe die Kraft ist, die alle Familienmitglieder verbindet und in schwierigen Momenten verstärkt. Der Mutter wurde noch eine Eigenschaft zugeordnet – sie war *gut*. Beide Werte sind positiv und erlauben den weiteren Generationen Schlüsse darüber zu ziehen, was im Leben zählt.

- (12) Hier ruht in Gottes Frieden // geliebt u[nd] unvergessen // meine treubesorgte Gattin // unsere herzensgute Mutter // Frau Johanna Vogl // Sich[erheits]oberkommissärgattin // *21.1.1891 †30.12.1952 // unser lieber Vater // Herr Sebastian Vogl // *4.1.1892 †21.5.1967

Zur Darstellung der Ehefrau kommen in (12) zusammengesetzte Adjektive (*treubesorgt, herzensgut*) vor, die in Epitaphien oft gebraucht werden. Ihr Mann Sebastian wird mit dem Adjektiv *lieb* bezeichnet, was man schon an anderen Beispielen beobachten konnte. Auch die Einleitungsphrase *Hier ruht in Gottes Frieden, geliebt und unvergessen* stellt keine Neuigkeit dar, weil sie in Grabsteintexten häufig Verwendung findet. Neu in dem Text ist die indirekte Berufsangabe des Ehemannes, der als Sicherheitsoberkommissär arbeitete und dessen Frau als *Sicherheitsoberkommissärgattin* dargestellt wurde. In Epitaphien treten solche indirekten Berufs- oder Funktionsangaben selten auf. Außer der gerade genannten wurden noch *k.k. Direktors-Hausbesitzers-, Schneidemeisters-, Tischlermeistersgattinnen* registriert. Öfter wurden solche Phrasen im 19. oder Anfang des 20. Jahrhunderts, weitaus seltener im ausgehenden 20. Jahrhundert verwendet. Auf dem Wiener Biedermeierfriedhof St. Marx befindet sich die Grabstätte von Anna Kabelka, die nicht nur indirekt eine Funktionsangabe ihres Gatten angibt, sondern sie als *Witwe* darstellt:

- (13) Anna Kabelka // fürstl[iche] Esterhazy'sche // Oberbuchhalters Witwe // gest[orben] den 19. November 1863 // im 73. Lebensjahre // Friede ihrer Asche!

Die Sprache der Epitaphe enthält oft Inkonsequenzen in der Flexion, wie bei:

- (14) Franciska // Machalla // gebor[e]ne Pichler // Sonn u[nd] Regenschirm // Fabrikantens Gattin // geb. 27. Juli 1827 // gest. 22. Jänner 1867 // Betrauert von ihren Gatten // und Söhne // Karl und Rudolf // Friede ihrer Asche!

Das Substantiv *Fabrikant* wird schwach dekliniert und bekommt im Genitiv Singular keineswegs starke Genitivendung, in unserem Beispiel aber steht indes *Fabrikantens* mit einer zweifachen Genitivmarkierung, wahrscheinlich, um das Verhältnis und die Identifizierung der verstorbenen Franciska noch deutlicher auszudrücken. Dasselbe passiert am Ende, wo *Betrauert von ihren Gatten* erscheint, was

auf eine Mehrzahl von Gatten hindeuten könnte, aber wahrscheinlich nicht der Fall ist – es ist halt ein grammatikalischer Fehler. Das Vorkommen von *und Söhne* in der nächsten Zeile sollte durch den Gebrauch der Präposition *von* auch die Dativform des Nomens fordern, was nicht geschieht, trotz der Konjunktion *und*, die *Söhne* und *Gatten* anreihet und verursacht, dass die Präposition *von* beide Substantive umfasst.

Außer den bisher genannten Mitteln (sprachliche Mittel – gemeinsame Familiennamen, spezielle Lexeme wie *Eheleute*, *Gatte*, *Gattin*, *und*; relative Mittel – Possessivpronomen, Lexeme wie *Eltern*, *Vater*, *Mutter*, *Sohn*, *Tochter*, *Kinder*; symbolische Zeichen +, &), die zur Identifizierung der Toten als Eheleute dienen, gibt es noch eins – das Foto. Die Tradition der Totendarstellung reicht bis in die Antike zurück, aus der man noch heute die Gestalten der verstorbenen Pharaonen in ihren Gräften – Pyramiden – sehen kann. Der Gebrauch von Fotos auf dem Friedhof entspricht den Anforderungen an die Grabinschriften selbst. In erster Linie ist ihre Verweisfunktion zu nennen, denn sie lenken den Blick des Familienangehörigen oder des zufälligen Friedhofsbesuchers direkt auf den Verstorbenen. Dann sollte man noch die didaktische Rolle von Fotos und Grabinschriften betonen: Bilder tragen den Verstorbenen in einem gewissen Augenblick weiter, wodurch sie den Lebendigen sein Schicksal näher bringen. Manchmal sind es Babybilder, obwohl die Todgeweihten keine Kin-

der mehr waren. Manchmal sieht man in einem Epitaph die im biblischen Alter entschlafenen Personen, die auf den Fotos im Lenz ihres Lebens erstrahlen, als wollten sie sagen, dass auch sie einmal jung gewesen sind. Grabsteinfotos sind Teile von Familienchroniken. Die Verstorbenen erweitern den Raum der Erinnerung um den Friedhof, denn normalerweise werden Fotoalben wegen eines besonderen Anlasses (das kann auch einfach der Wunsch eines Kindes oder eines Angehörigen sein) zu Hause aufgeschlagen. Solche Fotosammlungen beinhalten häufig sowohl in Ateliers gemachte Passfotos als auch Gelegenheitsfotos, die auf Feiern oder bei Treffen geknipst wurden. Letztere finden sich selten auf Grabsteinen. Sie sorgen zeichenhaft für die Präsenz der Toten, erlauben ihnen, weiterhin in die Augen der Friedhofsbesucher zu schauen, vergegenwärtigen sie trotz der vergehenden Zeit. Auf Grabsteinen dominieren Passfotos. Das ist wahrscheinlich der Fall, weil sie einfacher zur Verfügung stehen – auf viereckigen Passfotos, die auf dem Friedhof häufig in einer ovalen Form erscheinen, sieht der Mensch ernst und sicher aus. Andererseits sind sie scheinbar aktuell, d.h., man empfindet sie wie ein Grenzbeamter, der jemandes Pass in den Händen hält und das Foto auf dem Dokument mit dem Antlitz des Passinhabers vergleicht. Man kennt die Umstände, unter denen das Foto gemacht wurde – wegen der Dokumentenausstellung. Auf dem Friedhof fragt sich der Viator nach der Person und ihrer Funktion, dem Familienstand und den Errungenschaften. Er interpretiert, rekonstruiert und vergleicht die Angaben sowie das Bild mit dem situativen, kulturellen und enzyklopädischen Wissen.

Das Interpretieren passiert häufig nicht von alleine, besonders wenn auf einem Familiengrab weniger Fotos sind, als Verstorbene dort liegen, und man das einzelne Bild der konkreten Person nicht mit Garantie zuordnen kann. Eine Interpretation bedeutet jedoch keine hundertprozentige Sicherheit – sie geht in die Spekulation über, in das Annehmen, in dessen Zentrum sich immer der Tote befindet.

„Ein Bild sagt mehr als tausend Worte“, hört man oft und sucht nach Bildern, die vielfältig interpretiert werden können. Auf dem Friedhof Meidling in Wien stehen einige Grabsteine, deren Grabinschriften keine Personalangaben machen, stattdessen sind Fotos zu sehen, wie z.B. auf dem Grabstein der Familie Szekely. In diesem Falle haben wir mit einem Ehepaar zu tun. In der Mitte des Grabsteins erscheint ein Kreuz und etwas niedriger links und rechts sind zwei Fotos platziert – beide oval, beide in Sepiafarbe. Auf dem linken ist ein Mann, auf dem rechten eine Frau zu sehen. Es handelt sich um das Ehepaar Szekely, was zwei Wörter unter dem Kreuz belegen: *Familie Szekely*. Die Eheleute Szekely sind festlich und dunkel gekleidet, er und sie drehen ihre Köpfe leicht nach rechts, schauen direkt und vertraut in die Kamera (und in die Augen des Passanten). Je nachdem, wer ans Grab kommt, bildet er seine direkte Beziehung zu den auf dem Foto gesehenen Verstorbenen (Mann, Frau, Vater, Mutter, Opa, Oma), die sonst noch im Gedächtnis der Besucher leben. Außer der Identifikation (im Sinne: das ist X) fehlen alle anderen Angaben wie Alter, Geburts- und Todesdatum, ihre Beziehungen zu Menschen und dem sozialen Milieu (Verwandtschaft, Funktion, Beruf usw.).

Am häufigsten ergänzen die Fotos der Verstorbenen die Angaben, die sich in den Grabinschriften befinden, indem sie die Bestatteten in einer Pseudo-Gegenwart widerspiegeln. Durch das Bewusstsein des Ortes werden sie zu Zeichen von *Memento mori* und erinnern die Familienangehörigen an die gemeinsam verbrachten Momente und mahnen sie zugleich zu einem Leben voller Liebe, Treue, Hingabe. Die Fotos der Familienangehörigen fördern Nostalgie und Trauer, weil die auf den Bildern Lebendigen schon gestorben sind und eine längere Zeit vor dem Tode schon nicht mehr so ausgesehen haben wie auf den Fotos (vgl. Sontag 1989: 9–12). Das Gefühl der vergehenden Zeit überträgt sich dann von den Grabsteinstiftern auf die Passanten und wirkt in immer breiteren Kreisen fort. Es ist ein Zeichen für das Überleben der Bilder und ein Hervorheben der menschlichen Sterblichkeit.

Die Eheleute werden nicht nur in separaten Porträtfotos dargestellt. Ihr gemeinsames Auftreten auf dem Bild kommt zwar seltener vor, was mit unterschiedlichen Sterbejahren begründet werden kann, aber ihre Gemeinsamkeit findet durch eine solche Darstellung noch eine Verstärkung. Hier muss man von zwei unterschiedlichen Formen sprechen. Am häufigsten handelt es sich um ein Porträtfoto mit beiden Ehegatten (viereckig oder auch oval). Es finden aber auch Gelegenheitsfotos Anwendung. Sie werden dann vor allem in der viereckigen Form, wie in einem Fotoalbum, gebraucht.

Die Eheleute Rittler lebten vor einem halben Jahrhundert: Karoline (1886–1961) und Adolf (1881–1948) aber wurden samt seinen Eltern (Karl – gestorben 1907 im Alter von 55 Jahren, Marie – gestorben 1927 im Alter von 71 Jahren) bestattet. Ein schwarzer Marmorstein trägt ihr Foto unter einem Kreuz und der Inschrift

Ruhestätte der Familie Rittler und über den Angaben zu Karoline. Zusätzlich wurde das Foto mit einem Linienornament verziert. Neu an dem Bild ist, dass es sich um ein Ganzfoto handelt. Auf dem Foto sind Menschen mittleren Alters zu sehen, die ihren Alltag gemeinsam verbringen. Sie steht bei ihrem Mann, legt ihre linke Hand an seinen Arm und richtet sie nach vorne. Am Ringfinger trägt sie einen Ehering, den sie stolz präsentiert. Sie trägt ein langes Kleid, das vorne mit einem breiten Band am Hals verbunden ist und in der Taille von einem anderen Streifenband zusammengehalten wird. Die rechte Hand, in der sie einen Fächer hält, lässt sie locker am Körper herunterhängen. Neben ihr steht Adolf – ein Mann mit dunklen Haaren und Schnurrbart. Festlich gekleidet steht er in einem Anzug mit weißem Hemd und Krawatte da. Den linken Arm hat er seiner Frau um die Taille gelegt. Sein linker Arm hängt am Körper herunter. Eine Kette, die aus der Tasche heraushängt, deutet eine Taschenuhr an. So stehen sie für immer zusammen – sie schaut etwas verwundert in die Augen des Vorübergehenden, während er weit in die Ferne blickt.

Als Beispiel für das Gelegenheitsfoto eines Ehepaars, das zusammen bestattet wurde, möge das Bild von Anna Charara und Alek Zanni aus dem Friedhof in Interlaken dienen. Sie wurden auf einer Bank fotografiert, als sie eine Pause wäh-

rend eines Bergspaziergangs machten. Man kann vermuten, dass es keine richtige Wanderung war, weil sie sich nicht einem Bergausflug entsprechend angezogen haben. Vor allem Anna nicht – sie trägt eine weiße Bluse und ein graues Kostüm. Alek hingegen hat ein weißes Hemd und eine Jeanshose an. Sie sind in den Bergen und erfreuen sich der Nähe zueinander und der schönen Natur. Beide sehen direkt in die Kamera und lächeln dem Fotografen zu, wodurch ihr Lächeln für den Friedhofsbesucher spürbar wird. An diesem Foto kann man die Vorteile eines Gelegenheitsfotos erkennen, es weist nämlich eine Breite möglicher symbolischer Bedeutungen auf, die in einem Porträtfoto kaum vorhanden sind. Anna und Alek sind unterwegs und auf dem Foto sieht man ihr Ziel – hinter ihnen am Horizont befindet sich ein hoher Berg, aber um zu dem Berg zu gelangen, muss man an einer Kirche vorbeigehen. Die weiße Kirche, etwas höher gelegen, aber nicht in einer Entfernung, die das Ausmaß eines Ausfluges überschreiten würde, kann mit der weißen Kleidung in Verbindung gebracht werden. So könnte man sagen, dass die beiden ihr Leben lang gemeinsam wandern – Seite an Seite, bis ans Ziel – über die Kirche zu Gott. Sie tragen zwar unterschiedliche Familiennamen, aber der kulturelle Rahmen EHE umfasst sie, weil er in unserem Kulturkreis solche Elemente enthält wie: Mann und Frau, gemeinsam, für das ganze Leben. Wenn wir diesen noch mit dem christlichen Frame TOD vergleichen, in dem dieser nicht als das Ende der menschlichen Existenz betrachtet wird, sondern als Übergang zu Gott und dadurch eine Fortsetzung des Lebens (vgl. Hajduk 2011), dann ist unsere Interpretation des Grabsteinfotos völlig akzeptabel.

Zusammenfassung

1. Das sprachliche Bild der Ehe, das wir anhand von Grabinschriften zu rekonstruieren versucht haben, ist nicht eindeutig, weil nicht alle Ehepaare gemeinsam bestattet werden. Die Gründe dafür waren nicht der Forschungsgegenstand dieses Beitrags, aber man kann problemlos drei nennen: die Zahl der Scheidungen in der Gesellschaft, die verschiedenen Grabarten und die große Zahl der Einzelgräber. Auch Familiengrüfte erleichtern die Aufgabe nicht, denn viele Tote werden dort aufgelistet, am häufigsten jedoch entscheidet das Sterbedatum über die Reihenfolge der angegebenen Personen.

2. Ehegatten werden vor allem in Doppelgräbern und Familiengrabstätten bestattet. Für beide Grabesarten konnten gewisse Informationsstrategien nachgewiesen werden. Die erste wird mit sprachlichen Mitteln realisiert. In diesem Falle kommt die Konjunktion *und* vor, die in erster Linie die Vornamen verbindet. Dazu soll man noch den Gebrauch des gemeinsamen Familiennamens rechnen. Es treten auch Possessivartikel (*mein, unser*) sowie Verwandtschaftsbezeichnungen (*Gatte, Gattin, Vater, Mutter, Eltern, Kinder, Sohn, Tochter*) auf. Andererseits gibt es eine Reihe von Symbolen wie „&“, „+“, die aus einem anderem Bereich stammen

(Logik, Mathematik, Wirtschaftswissenschaft). Man soll nicht andere stilistische Formen, wie das Auftreten des gemeinsamen Familiennamens und die Nennung der einzelnen Verstorbenen nur mit ihren Vornamen vergessen. Sie werden auch durch Fotos der Bestatteten ergänzt, die bei Ehepaaren auch als gemeinsames Bild auftauchen (als Porträt- oder Gelegenheitsfoto).

3. Auf Friedhöfen bestattete Ehepaare, die sich als solche identifizieren lassen, erscheinen nicht nur für sich allein, sondern in Gemeinschaften. Vor allem handelt es sich um die Familie, weil die Verwandtschaftsgrade in Grabinschriften oft Platz bekommen und die Ausdrücke der Liebe, der Zugehörigkeit sowie der Dankbarkeit betreffen sowohl die Ehegatten selbst als auch andere Familienangehörige.

4. Das Bild der Eheleute in den Grabinschriften entspricht ihrer Darstellung in den Wörterbuchdefinitionen, denn die Epitaphe zeigen sie als Mann und Frau, die ihrer Liebe lobsingend – wie im Leben so nach dem Tode.

Literatur

- Assmann, Jan (1999): *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München.
- Bünting, Karl-Dieter (1996): *Deutsches Wörterbuch*. Chur.
- Das Digitale Wörterbuch der Deutschen Sprache, online verfügbar unter: www.dwds.de (Zugriff am 14.08.2016).
- Duden – Das Bedeutungswörterbuch, 2002, Mannheim. [CD-ROM].
- Duden – Deutsches Universalwörterbuch, 2003, Mannheim. [CD-ROM].
- Duden – Herkunftswörterbuch, 2001, Mannheim. [CD-ROM].
- Duden – Das Synonymwörterbuch, 2004, Mannheim. [CD-ROM].
- Götz, Dieter / Haensch, Günther / Wellmann, Hans (Hrsg.) (1997): *Langenscheidts Wörterbuch Deutsch als Fremdsprache*. Berlin/München.
- Hajduk, Jan (2011): *Mors certa. Zum sprachlichen Bild des Todes*. In: Bartoszewicz, Iwona / Szczęk, Joanna / Tworek, Artur (Hrsg.): *Germanistische Linguistik im interdisziplinären Gefüge II*. Wrocław/Dresden. S. 243–250.
- Hajduk, Jan (2013): *Opowiem Ci swoją historię. Mikronarracje w inskrypcjach nagrobnych*. In: Filar, Dorota / Piekarczyk, Dorota (Hrsg.): *Narracyjność języka i kultury*. Lublin. S. 273–285.
- Kolbuszewski, Jan (1985): *Wiersze z cmentarza*. Wrocław.
- Kempcke, Günter (2000): *Wörterbuch Deutsch als Fremdsprache*. Berlin/New York.
- Kluge, Friedrich (2002): *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. Berlin. [CD-ROM].
- Kretschmer, Hildegard (2011): *Lexikon der Symbole und Attribute in der Kunst*. Stuttgart.
- Pfeifer, Wolfgang, *Etymologisches Wörterbuch*, online verfügbar unter: www.dwds.de (Zugriff am 14.08.2016).
- Sontag, Susan (1989): *Über Fotografie*. München/Wien.
- Trzynadlowski, Jan (1977): *Male formy literackie*. Wrocław.
- Wahrig, Gerhard (1996): *Deutsches Wörterbuch*. Gütersloh.

Abstracts

Im Aufsatz wurde ein Versuch unternommen, das sprachlich-kulturelle Bild der Eheleute anhand der Analyse der Grabinschriften darzustellen. Die im südlichen Teil des deutschsprachigen Gebietes gesammelten Daten zeigten das Vorkommen der gemeinsamen Familiennamen, den Gebrauch bestimmter Lexeme (*Ehegatte, Ehegattin, Eheleute, Eltern*) und der Possessivpronomina (*mein, unser*), sowie die Verwendung der auf eine tiefe Verbundenheit hinweisenden Symbole: „+“, „&“, Trauringe. Sie bestätigten die in den Wörterbuchdefinitionen zentralen Merkmale der Ehe, die als eine lebenslange Verbindung zwischen Mann und Frau verstanden wird.

Schlüsselwörter: Ehe, Eheleute, Grabinschrift, Friedhof

Ubi tu, ibi ego. Linguistic-cultural Image of Spouses in Grave Inscriptions

The article attempts to present the linguistic-cultural image of spouses on the basis of grave inscriptions' analysis. The corpus collected in the southern part of the German-language area shows the presence of common names, the use of certain lexemes (husband, wife, spouses, parents) and possessive pronouns (my, our) as well as the use of symbols indicating a deep bond, such as “+”, “&” or wedding rings. They confirm the central attributes of marriage, which is defined as a union between a man and a woman concluded for a lifetime.

Keywords: marriage, spouses, grave inscription, cemetery

Jan Hajduk
Uniwersytet Jana Kochanowskiego w Kielcach
Instytut Filologii Obcych
ul. Świętokrzyska 2 d
25-406 Kielce
Polen
E-Mail: jan.hajduk@ujk.edu.pl